

Claudia Brendler

EIERTANZ

Roman



KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

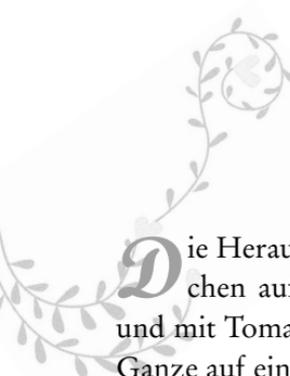
Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie unter Angabe des Titels
»Eiertanz« an: frauen@droemer-knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2014
Knaur Taschenbuch
Copyright © 2012 Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weißbrod
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51072-8

2 4 5 3 1

1.



Die Herausforderung für heute: bei Tempo siebzig ein Brötchen aufschneiden, es mit Halbfettmargarine bestreichen und mit Tomatenscheiben belegen, diese mit Salz bestreuen, das Ganze auf einer kurvenreichen Landstraße. Seit Nürnberg leitete mich Bruce, die neue Stimme meines Navigationsgeräts, über die Dörfer. Inzwischen war ich kurz vor Ingolstadt und bereute längst, mir Bruce angeschafft zu haben. *Der Held, der Ihnen sagt, wo es langgeht – knallhart und sexy, für nur 9,95.* Immer, wenn ich versuchte, wieder auf die Autobahn aufzufahren, sagte er lässig: »Baby, das ist keine gute Idee«, und befahl mir zu wenden.

Die aufgeschnittenen Brötchenhälften lagen auf dem Beifahrersitz, neben der Plastiktüte mit den Tomaten und der offenen Margarinedose. Ich hatte das Messer schon in die Margarine getaucht, versuchte, die nächste Kurve zu nehmen, ohne den Kaffee auf der Ablage ins Rutschen zu bringen. In meiner Jackentasche vibrierte mein Handy. Ich ließ das Messer in der Margarine stecken und warf kurz einen Blick aufs Display, bevor ich abnahm. Die Nummer unserer Agentur.

»Hi, Süße«, sagte Julia. »Wo bist du jetzt?«

»Frag nicht. Kirchtürme. Kühe. Kurven. Auf der A9 ist Stau. Was ist bei euch los? Ist Chris schon auf der Messe? Hat der Typ vom WDR sich endlich gemeldet? Hat ... Hallo! Es ist gelb!«

Vor mir aufleuchtende Bremslichter. Die Heckklappe eines Kleinwagens, geschätzte zehn Zentimeter von meiner vorderen Stoßstange entfernt. Eine Ampel, die von Gelb auf Rot schaltete. Und ein BMW, hupend, an meiner hinteren Stoßstange.

»Gina? Ist was?«

»Nein. Alles okay.«

Den Kaffee hatte ich gerade noch retten können. Aber Brötchenhälften, Margarine und Tomaten waren in der unergründlichen Dunkelheit des Fußraums verschwunden.

»Sag mal, Julia, hat vielleicht jemand für mich ... angerufen?«

»Jemand?«

»Du weißt schon, wer.«

Ich hörte Julias gequältes Stöhnen und im Hintergrund Glockengeläut von der Kölner Domkirche. Und in diesem Moment, an dieser Ampel, im Bus unserer Agentur, blind im Fußraum umhertastend, überfiel mich das Heimweh mit aller Macht. Heimweh nach Köln. Nach meinem Schreibtisch in der Agentur. Den beiden Telefonen, die immer gleichzeitig klingelten, dem Amorschlumpf auf dem Computer und der Sammlung der kitschigsten Kaffeebecher der Welt, bei deren Anblick meine Chefin Christiane immer eine Augenbraue hochzog. Sogar nach Christianes sorgfältig zu Raupenform zurechtgezupften Augenbrauen hatte ich Sehnsucht. Und natürlich nach Julia. Wir kannten uns, seit unsere Mütter uns als Achtjährige zusammen in eine Blockflötengruppe gesteckt hatten. Nach unserem ersten Flötenfechtkampf freundeten wir uns schnell an, taufte unsere tadelnde Lehrerin *die Blödflocke* und trotzte ihr fortan gemeinsam. Später besuchten wir dasselbe Gymnasium, quälten uns anschließend zusammen durch Praktika und Seminare, bis ich mein Studium aufgab und in der Künstleragentur *Lachschieme* landete. Akquise, Organisation, Tourbegleitung, Buchhaltung, Betreuung von verzweifelten Komikern. Vor zwei Jahren, als wieder einmal eine Sekretärin Christianes Temperament nicht standgehalten hatte, war es mir gelungen, Christiane zu überzeugen, dass sie keine ausgebildete Sekretärin, sondern einen geduldigen Engel brauchte. Und seitdem teilten Julia und ich ein Büro. Auch Männer hatten uns nicht dauerhaft trennen können. Weder der Lebensabschnitts-langweiler, mit dem ich zwei öde Jahre verbracht hatte, noch Julias neueste Errungenschaft, das Karött-

chen, der Vegan-Koch vom Café Meatless Meeting an der Ecke. Wir waren immer tolerant gewesen bei Verliebtheit, eine hatte der anderen den vorübergehenden Totalausfall der für Urteilsfähigkeit und Vernunft zuständigen Hirnareale nachgesehen. Aber jetzt sagte Julia, ungewohnt streng: »Schlag ihn dir aus dem Kopf, Gina. Ja, Mister Du-weißt-schon-der hat angerufen, zwei Mal!, er hat sich über das Catering bei seinem Auftritt beschwert, er wollte Chris sprechen wegen der Sendung und nach dir hat er nicht gefragt.«

In diesem Moment griff ich in die Margarine.

Schon beim Auftauchen aus dem Fußraum, das Telefon in der einen Hand, die andere voller Tomatenmatsch und Margarine, spätestens aber beim Anfahren, als der Kaffeebecher mir entgegensegelte, wusste ich, dass alles noch schlimmer kommen würde. Bruce schien auch dieser Meinung zu sein. Von Kilometer zu Kilometer wurde er unfreundlicher. Ich war auf seinen Befehl von der Schnellstraße abgefahren, auf eine Landstraße und wieder auf eine kleinere Straße.

»Geradeaus«, bellte er. »Mach keine Faxen und tu, was ich dir sage, geradeaus.«

Aber geradeaus lag nichts als eine graublau Wasserfläche. Ich bekämpfte meine Neigung, es ihm recht machen zu wollen, und bog im letzten Moment ab, brettete durch ein efeubewachsenes Tor, umkränzt von blauen, roten und gelben Glühbirnchen. Bruce verschlug es die Sprache. Bevor er sie wiederfinden konnte, stellte ich den Motor ab. Stille. Nur das Plätschern und Glucksen der Wellen gegen die Ufersteine. Und von irgendwoher die winselnde Stimme eines Country-Sängers. Ich stieg aus. Die Musik kam von einem Haus am Ende des Parkplatzes. Eher eine Blockhütte. Über dem Eingang stand in Leuchtbuchstaben: *Café und Lodenmoden*. Die Frau, die in der offenen Tür lehnte, trug ein Dirndl. Und einen Cowboyhut. Sie studierte die Schrift auf dem

Bus, www.lachschmiede-koeln.de, ohne eine Miene zu verziehen, dann ließ sie ihre Zigarette fallen, zermalmte sie unter ihrem Cowboystiefel.

»Grüß Gott«, sagte ich. Ich fand es höflich, mich anzupassen. Ich war in München gewesen, in Augsburg und Bayreuth, ich wusste, dass man in Bayern Gott grüßte, so wie man Brötchen als Semmeln bezeichnete und Frikadellen als Fleischpflanzerl.

»Können Sie mir sagen, wie ich nach Neuenthal komme?«

»Jo, freili.«

Die Kette mit dem kleinen Kreuz in ihrem Ausschnitt war verrutscht, und sie justierte sie neu, platzierte das Kreuz passgerecht in den Spalt zwischen ihren Brüsten. Unwillkürlich dachte ich an alte Heimatfilme. Berghänge, Schluchten, Gipfelkreuze im Nebel.

»Wo mechstn hi? Wos fir a Straß?«

»Wie bitte?«

Sie kam noch einen Schritt näher, und ich gab mir Mühe, nicht prüfend in ihren Ausschnitt zu starren. Ich verstand mich auf Busengrößen. Aus persönlichen Gründen. Mir war, was niemand begreifen wollte, meine etwas zu üppig geratene Oberweite unangenehm. Über die Jahre hatte ich Bezeichnungen dafür gesammelt, in den verschiedensten Sprachen: Milchbar, Big Boobs, Airbags, Grand Balcon, oder niedlich und etwas verklemmt auf Holländisch: *de coemkes op de kast*. Was so viel hieß wie »die Schälchen auf dem Schrank«. Und diese Frau hatte *Schüsseln* auf dem Schrank.

»Wuist zur Seestraße, ha? Wennsd mogst, konnst glei do stehn bleim, Platz is gnu.«

»Entschuldigen Sie, könnten Sie das noch mal ...«

»Kannst glei do stehn bleim, hosd mi?«

Ich war müde. Wollte endlich ankommen. Auf Bruce war auch kein Verlass. Ich löste meinen Blick von ihrem Ausschnitt und sah ihr fest in die Augen. »Do you speak English?«

Einen Moment war es still. Nur das Plätschern, das Rauschen der Bäume und die Musik vom Café. Sie nahm den Hut ab und fuhr sich durch die kurzen Haare. Dann lächelte sie, streckte die Hand aus.

»Du möchtest zum Haus von der Mirl, stimmt's?«, sagte sie in bestem Hochdeutsch. »Ich bin Therese. Wir sind Nachbarn.«

Das Haus war überraschend groß und hätte hervorragend in jeden alten Heimatfilm gepasst, die Fensterläden standen offen, und in den Blumenkästen auf dem Balkon blühte es rosa, rot und weiß. Die Tür, hatte Therese gesagt, sei nicht abgeschlossen, ein Schlüssel hänge am Haken im Flur. Einen Moment hatte sie mich angesehen, die Augen zusammengekniffen, als wollte sie noch etwas sagen, hatte es sich aber dann doch anders überlegt, die Arme vor ihrem Grand Balcon verschränkt, und war wieder ins Bayrische verfallen: »Geh erst mal eini, nachschau ma weida.«

Während ich in meinen neuen Peeptoos – blau gestreift, leider etwas eng – über den Kiesweg eierte, fragte ich mich, ob Therese tatsächlich gesagt hatte, dass ich *eingehen* sollte. Wovon ich gar nicht so weit entfernt war, denn es war brüllend heiß, mein prallgefüllter Lederrucksack klebte mir am Rücken, die beiden schweren Rollkoffer bockten im Kies. Ich sehnte mich nach einer Dusche und verfluchte nicht zum ersten Mal, dass Christiane mich hierhergeschickt hatte, statt sich selbst um ihre rätselhafte Erbschaft zu kümmern. Eine Erbschaft, die noch nicht einmal sicher war. Sie hatte es selbst gesagt.

»Ach, Schorschelchen, irgendwo muss das Testament sein, in einer Schublade oder unter einer Matratze. Beim Notar ist es nicht. Halt die Leute vom Freizeitpark eben hin, bis du es gefunden hast.«

»Warum fährst du nicht selbst? Oder wartest, bis alles geregelt ...«

»Weißt du, wie lang das dauern kann? Die Leute von der *Fun & Leisure GmbH* wollen kaufen. Sofort. Ich brauch das Testament, ich bin sicher, es gibt eins. Und du weißt doch, ich kann nicht weg, die Kulturmesse und der Ärger wegen Mirko ... Schorschelinnen, das ist ein Notfall!«

Christiane nannte mich nur in Ausnahmesituationen Schorschelinnen, im Falle geplatzter Premieren, anstehender Steuerprüfungen oder zu Ende gegangener Vorräte ihres Lieblingsweins. Und sie hatte ernst ausgesehen, auf ihrer Stirn die steile Falte, die jede Make-up-Schicht zum Bröseln brachte, sogar ihre Augenbrauen hatten ihre Contenance verloren.

Aufatmend stellte ich die Koffer im Schatten des Vordachs ab und zog meine engen Schuhe aus. Die Haustür war aus Holz, mit einem anheimelnd altmodischen Fenster aus mattem Glas, das Dämmrige dahinter versprach Kühle.

»Home, sweet home«, murmelte ich, drückte die schwere Messingklinke herunter und trat in einen dunklen Flur.

Worüber ich gefallen war, konnte ich im ersten Moment nicht sagen. Auf meinem Hintern sitzend, mit schwirrendem Kopf, erkannte ich nur Schatten, Umrisse von Möbeln, Aufgestapeltes an Wänden und im Licht, das von draußen hereinfiel, tanzenden Staub. Sehr viel tanzenden Staub, der sich langsam, beinahe graziös, wieder auf Kommoden, Kisten, Stapeln niederließ. Ich zog mich an einem Stuhl hoch. Und wünschte mir im nächsten Moment, ich hätte es nicht getan. Der Boden unter meinen bloßen Füßen fühlte sich klebrig an, und eine Weile blieb ich schwer atmend stehen, unfähig, einen Schritt weiter ins Ungewisse zu unternehmen, während meine Umgebung nach und nach Konturen annahm. Woran ich sie gern gehindert hätte. Jetzt sah ich, worüber ich gefallen war: ein Frosch aus Ton, mit einem breiten Grinsen im Gesicht, unter einer schmiedeeisernen Krone. Er lag inmitten seiner tönernen, ebenso grinsenden und schmutzverklebten Kollegen, die sich ihren Platz mit Tonschwänen, Porzel-

lanschnecken, Blumentöpfen, Gießkannen und einer Sammlung weiterer Dekostücke für Haus und Garten teilten, deren Ausmaß ich noch nicht abschätzen konnte. Dort, wo das Licht zum Glück nicht mehr hinreichte, erahnte ich eine Treppe, halb zugestellt mit Kartons und überquellenden Plastiksäcken. All meine inbrünstigen Wünsche, wenigstens zwei Zentimeter über dem klebrigen Boden schweben zu können, nützten nichts, ich biss die Zähne zusammen, tastete mich so vorsichtig wie möglich zurück zur Tür, suchte nach einem Lichtschalter. Obwohl ich jetzt schon wusste, dass ich es bereuen würde, wenn ich ihn fand.

Zwei Stunden später hatte ich im, gelinde gesagt, übermöblierten Flur etwas Platz geschaffen, hatte herumstehende Stühle und Hocker gestapelt, Zeitschriftenberge abgetragen, altersschwache Stehlampen und die sperrigsten Gartendekorationsstücke nach draußen gebracht und war bis zu einem großen Raum am Ende des Flurs vorgedrungen. Jemand, Therese vielleicht, hatte hier Sessel und herumstehende Gegenstände mit Bettlaken abgedeckt. Auf dem Boden waren Zeitungen ausgebreitet, als hätte jemand beabsichtigt, zu renovieren, es aber angesichts der überall herumstehenden und -liegenden Nippesfiguren aufgegeben. Von sämtlichen freien Flächen lächelten Madonnen mit halbnackten Jesuskindern, neben angestaubten Engeln, Märchenfiguren, Zwergen und norwegischen Trollen, innig miteinander verbunden durch graue, brüchige Fäden. Eindeutig Spinnweben! Mein Verhältnis zu Spinnen ließ sich in einem Satz zusammenfassen: Nur eine tote Spinne ist eine gute Spinne. Oder, in einer für Tierfreunde verträglicheren Version: Ihr lasst mich in Ruhe, dann lass ich euch in Ruhe. Aber genau das war hier nicht möglich. Dankbar für die Kampfkleidung, die ich mittlerweile angelegt hatte – alte Leggings, Turnschuhe und eine Regenjacke –, ging ich zwei zögerliche Schritte näher heran. Diese Spinnweben waren eindeutig Altbau, beruhigte ich mich, unsaniert, eine Zumutung für Spinnenfamilien, die Wert auf wenigstens ein Minimum an

Wohnkomfort legten. Für bestimmt zehn Sekunden tröstete mich dieser Gedanke. Bis mir einfiel, dass ein verfallender Slum voller aggressiver Spinnen mit schlimmer Kindheit noch viel bedrohlicher wäre. Zum Äußersten entschlossen griff ich nach einer der vielen herumstehenden Reisigruten, fuhr damit durch die Spinnweben, die Augen geschlossen, gefasst auf krabbelnde Beine, die dicke, schwarze, behaarte Leiber trugen. Aber nichts tat sich. Aufatmend legte ich die Rute beiseite, sammelte im Tau- mel des Sieges über meine Angst gleich die herumliegenden Zei- tungen ein. Einige waren tatsächlich bekleckst mit etwas Grau- weißem, Farbe wahrscheinlich. Ich versuchte, nicht hineinzugreifen, stapelte sie neben dem Kamin. Und schrie auf, als ich in aufgerissene Augen blickte. Eine knieweiche Sekunde brauchte ich, bis ich erkannte, dass die Augen einer Maske gehörten, einer von vielen, die auf dem Kaminsims standen und lagen, Masken aus Holz oder Ton, mit leeren Augenhöhlen, Tierohren, Hör- nern. Nur diese eine schien mich anzuschauen, aus aufgemalten, rot umrandeten Augen, so intensiv, als versuchte sie, einen kindi- schen Anstarr-Wettbewerb zu gewinnen. Sollte sie doch.

»Ich glaub nicht an Voodoo«, sagte ich laut.

»Halt die Goschn«, antwortete jemand, nicht minder laut, von irgendwoher, und ich klammerte mich zitternd an einem überdi- mensionalen hölzernen Mönch mit Wanderstab fest. Ängstlich lauschend, die Rute im Anschlag, schlich ich in den Flur, riss alle Türen auf, die sich öffnen ließen: kein Mensch. Nur eine Küche, deren Anblick selbst Meister Proper eingeschüchtert hätte. In ei- nem anderen, kleineren Raum Wäschestapel, die dritte Tür klemmte. Niemand, der flüchtete, niemand, der sprach. Stille. Auch draußen. Kiesweg und Parkplatz brüteten in der Spätnach- mittagssonne.

Ich hatte gehört, dass akustische Halluzinationen bei For- schern in einsamen Gebieten vorkamen. Allerdings hatte ich nicht erwartet, dass es so schnell gehen würde. Es war Zeit für

eine Gegenmaßnahme. Ich schloss den Bus auf und holte die Kühltasche mit den Überlebensmitteln aus dem Kofferraum. Die Piccolos waren noch kalt. In Erinnerung an die Küche verzichtete ich auf ein Glas, trank einen Schluck Aperol Spritz aus der Flasche. Alles war nur eine Frage der Organisation. Zuerst würde ich einen Grundriss jedes Stockwerks zeichnen und darüber ein Raster aus Planquadraten legen. Vielleicht wäre es klug, auch jeden einzelnen Raum in Quadrate einzuteilen, diese Quadrate jeweils in Unterabschnitte, die ich systematisch durchforsten würde. Ein Zimmer pro Tag wäre zu schaffen. Je früher ich loslegte, desto schneller wäre ich wieder in Köln. Auf meinem iPhone tippte ich bereits die Einkaufsliste für morgen:

- Millimeterpapier
- Bleistifte (mit Radierer)
- Mülltüten (groß)
- Insektenspray (Rattengift?)
- Powerreiniger
- Mundschutz?
- Latexhandschuhe (Chirurgiebedarf?)
- Einweg-Schutzoveralls (ca. 100 Stück)
- Schweißerbrille
- Machete (Outdoorladen?)
- Zehn Flaschen Aperol Spritz groß (Härteres?)
- Zartbitterschokolade (mit 85 % Kakaoanteil)
(oder doch Vollmilch-Nuss?)

Dann rüttelte ich an der klemmenden Tür, hinter der ich das Bad vermutete, bis es mir nach einer Minute wütenden Ruckelns gelang, sie wenigstens einen Spaltbreit zu öffnen. Don Quijote hatte mit bloßen Händen gegen Windmühlen gekämpft, ich kämpfte gegen eine Übermacht widerspenstiger, glitschiger, im falschen Moment auslaufender Shampooerprobchen, Duschgelfläschchen

und Cremetübchen. Im Gegensatz zu Don Quijote siegreich. Nach einer Stunde erreichte ich, bereits von oben bis unten eingeseift, eine überraschend saubere Duschkabine, drehte erwartungsvoll den altmodischen Wasserhahn auf. Ohne Ergebnis. Einen Moment stand ich stumm und schäumend in der Kabine. Was sollte ich tun, eine höhere Macht um Wasser anrufen? Oder lieber gleich meine Chefin? Schon war ich zu meiner Regenjacke geglitscht, hatte das iPhone aus der Tasche gefischt. Ich tippte ihre Nummer, zog mich zum Telefonieren wieder in die Kabine zurück. »Christiane?« Ausgerechnet jetzt erwischte ich nur die Mailbox. »Hier ist Gina. Sag mal, hast du gewusst, wie es in diesem Haus ...« Ein Knacken unterbrach mich. Gefolgt von einem Knattern, dann schoss ein gewaltiger Wasserstrahl aus der Dusche, und mit einem Schrei schleuderte ich das iPhone aus der Gefahrenzone, zwischen Tübchen, Fläschchen, Pröbchen.

Als ich endlich im Schlafzimmer ankam, zwitscherten draußen schon schüchtern die Vögel, ein Abendkonzert, und vom See her quakten Frösche. Das Schlafzimmer war eine Offenbarung. Ein fast komfortabel zu nennender breiter Gang zwischen Wäscherbergen führte zu einem Bett. Einem ordentlich gemachten Bett mit geblühten, duftenden Bezügen, dessen Anblick mich beinahe zu Tränen rührte. Ob Therese dafür verantwortlich war? Dankbar packte ich meine Koffer aus und hängte zumindest die wichtigsten Kleidungsstücke auf einen Kleiderständer. Im Bademantel setzte ich mich ans offene Fenster. Das Haus hatte Seeblick, dieser sei nicht hoch genug einzuschätzen, hatte Christiane mir eingeschärft, und tatsächlich sah der See in der beginnenden Nacht zauberhaft aus, das Boot, das aufs Ufer zuglitt, wie eine Barke aus einem Traum. Plätschern. Stimmen. Ein Mann und eine Frau. Sie legten an, und der Mann machte das Boot fest, half der Frau ans Ufer. Sein weißes Hemd leuchtete in der Dämmerung. Von der Frau sah ich nur Locken, die ihren Kopf umwallten.

»Ich bring dich jetzt hoam«, sagte er, in seiner Stimme lediglich

eine sanfte, weiche Färbung des Dialekts. Er legte einen Arm um seine Freundin, und sie entfernten sich über den Uferweg. Ich fühlte mich auf einmal schrecklich einsam und trank einen großen Schluck Aperol. Warum brachte mich niemand hoam? Warum gelang es allen um mich herum, sich zu verlieben und wiedergeliebt zu werden, nur mir nicht? Warum verliebten sich ausschließlich brave Langweiler oder Freaks mit Mutterkomplex in mich? Die Männer, bei denen mir die Knie schwach wurden, liebten andere Frauen. Elfenhaftere, hilflosere Frauen. Ich war der Kumpeltyp mit den tollen Airbags. Auch für Mirko. Die tüchtige Georgina, die dafür sorgte, dass in seiner Garderobe immer der richtige Joghurt bereitstand, mit 1,8 Prozent Fettgehalt, und die an jedem Auftrittsort das beste Fitnessstudio ausfindig machte.

Mirko war der Star unserer Agentur. Er hatte einen durchtrainierten Körper, ein sexy Grübchen am Kinn und eine freche Haarsträhne, die ihm immer wieder in die Stirn fiel. Er sehe so gut aus, dass er es nicht nötig habe, Komiker zu sein, hatte ein Kritiker geschrieben. Als ich das erste Mal bei einem seiner Auftritte hinter der Bühne gestanden hatte, waren mir die Tränen gekommen. Er sah so klein aus auf dieser riesigen Bühne, allein im grellen Scheinwerferlicht, vor dem schwarzen Abgrund, aus dem es murmelte, johlte und pfiiff. Wie ein Dirigent eines Lachorchesters stand er vor der Menge, brachte Leute dazu, sich zu schütteln, zu klatschen, zu kreischen. In jeder Stadt hingen ihm die Frauen atemlos an den Lippen, verfolgten seinen Tigergang, warteten darauf, dass sein T-Shirt wenigstens einen Zentimeter nach oben rutschte, seine Bauchmuskeln freigab. Und standen nachher vor seinem Hotel. Oder riefen bei uns an, fragten nach seiner Telefonnummer. Die sie natürlich nicht bekamen. Ich hatte seine Telefonnummer. Sogar die Geheimnummer seines Handys. Ich konnte ihn auch nachts anrufen. Um ihm zu erklären, in welchem Fitnessstudio er am Morgen trainieren würde, oder um ihm die Soundcheckzeiten für

den nächsten Tag durchzugeben. Worauf er meist dankbar, aber abwesend reagierte.

Mirko, so viel war klar, hatte es nicht nötig, auch nur einen Gedanken an Georgina, Schorschelchen oder Gina zu verschwenden. Schnell trank ich einige Schlucke. Ich musste es zugeben: Seit ich mich von meinem Lebensabschnitts-langweiler getrennt hatte, den Julia hartnäckig »Prinz Muffel« nannte, war mein Liebesleben eine ziemliche Katastrophe. Wobei die Beziehung mit Prinz Muffel auch nicht unbedingt prickelnd gewesen war. Von der ersten Balzphase waren wir sehr schnell zur Nüsschen-vor-dem-Fernseher-Phase übergegangen. Wenn wir überhaupt einmal ausgingen, dann nur in die nächste Pizzeria, und verirrte sich ein Rosenverkäufer tatsächlich einmal an unseren Tisch, redete Prinz M. von der schlechten Ökobilanz von Rosen. Ich solle, sagte mir Julia immer wieder, froh sein, dass ich diese rosenlose Nüsschen-Gemeinsamkeit gegen meine Freiheit eingetauscht hatte. Aber in schwachen Momenten wie diesem beschlich mich der Gedanke, dass gemeinsames Nüsschenknabbern im Bett vielleicht immer noch besser war als das schmerzhaft Knabbern der Sehnsucht an meinem Herzen.

Inzwischen hatte ich den ersten Piccolo ausgetrunken, auch der zweite war fast leer. Ich nahm den letzten Schluck auf ex, griff nach meinem nach Shampoo duftenden iPhone und rief Julia an. Sie war zu Hause. An ihrem Tonfall hörte ich, dass das Karöttchen bei ihr war. Wahrscheinlich, dachte ich, machten sie Tantraübungen, während ich ihr erst von den Zuständen im Haus vorjammerte und dann erzählte, dass ich mich wieder einmal fühlte wie ein Single auf der Arche Noah.

»Dann probier's doch endlich«, sagte Julia. »Bei mir hat es ja auch geklappt.«

»Du meinst diesen Quatsch mit der Bestellung beim Univer-sum?«

Sie hatte den Tipp von einer Freundin: Man könne sich alles,

was man wünscht, beim Universum bestellen. Auch einen Mann. Es sei ganz einfach, man müsse nur den Wunsch positiv formulieren, ihn ins Ungewisse hinausschicken und vertrauen, dass für die Erfüllung gesorgt würde.

»Glaub mir, es funktioniert. Und wie«, sagte Julia. Es klang träumerisch. Wahrscheinlich massierte das Karöttchen ihr gerade den Rücken.

»Lasst euch nicht stören, bin gleich wieder da«, nuschelte ich, legte das Handy auf das Fensterbrett, holte einen neuen Piccolo aus der Kühltasche. Auf dem Rückweg lief ich einen kleinen, taumelnden Bogen und brachte einen Berg Handtücher zu einem immerhin lautlosen Fall.

»Geradeaus, Baby, mach keine Faxen«, hätte Bruce gesagt. Aber mit Bruce hatte ich es mir ja auch verdorben.

Ich stellte die Flasche auf das Fensterbrett, hielt das Telefon wieder ans Ohr.

»Julia?«

»Ja?«

»Und wenn ich ... wenn ich's jetzt versuche?«

»Bist du betrunken?«

»Und wenschon ... Dem Universum macht's bestimmt nichts aus.«

Ich schaute in den Nachthimmel. Die Sterne waren nicht nur näher als bei uns in Köln, sie schienen auch zahlreicher zu sein, und sie kreisten. Schnell klammerte ich mich mit der freien Hand am Fenstergriff fest. Mein Bademantel rutschte von den Schultern, gab dem Universum den Blick auf meine Brüste frei, eingezwängt in etwas zu enge C-Körbchen. Ich ließ den Bademantel zu Boden gleiten, rief den kreisenden Sternen über dem See meinen Wunsch entgegen, den Wunsch nach einem Mann, der intelligent und sexy, humorvoll und ernsthaft, stark und sanft zugleich war. Julia feuerte mich an. Was das Karöttchen tat, wusste ich nicht, aber es war auch egal, ich schickte mein glühendes Gebet nach draußen,

stolperte dabei über meine Worte, bis Julia am anderen Ende kicherte. Ich musste auch lachen und breitete meine Arme aus.

»Mister Universum, komm!«, rief ich laut, damit Julia über das Telefon an meinem ausgestreckten Arm alles mitbekam. »Hier ist eine Frau, die nicht mehr warten ... o nein. O Shit.«

»Gina?«

Das Handy fiel zu Boden, als ich mich blitzschnell duckte. Vertieft in mein betrunkenes Gebet hatte ich seine Schritte nicht gehört, ihn nur plötzlich um die Ecke biegen sehen, den Mann von vorhin, der seine Freundin *hoam*gebracht hatte. Er musste mich gesehen haben. Und vor allem gehört. Geduckt, mit glühendem Gesicht, saß ich auf dem Dielenboden. Aus dem Telefon Julias ängstliche Stimme. Seine Schritte auf dem Weg. Das Plätschern. Und noch ein Geräusch. Etwas wie ein Prusten, ein unterdrücktes, hilfloses Lachen, das sich mit den Schritten entfernte.

2.



Ein neuer Tag. Ein sanft geröteter Himmel, der nichts von den Sehnsüchten des Vorabends wusste. Und nichts von den Sünden.

Mein Kopf schien von innen mit etwas Pelzigem ausgeschlagen zu sein, und etwas Dumpfes, Bohrendes, das ein schrecklicher Kater zu werden versprach, kroch meinen Rücken hoch. Ich hatte von kreisenden Sternen geträumt. Von Augen, die mich anstarrten, und von exotisch klingenden, langgezogenen Urwaldlauten. Als ich den Bademantel auf dem Boden liegen sah, daneben das Telefon, dämmerte mir unter all dem Pelzigen, dass zumindest die kreisenden Sterne Teil der Wirklichkeit gewesen waren. Und ein Blick auf die Wäscheberge machte mir klar, dass auch einiges andere tatsächlich existierte, das ich lieber geträumt hätte.

Ich nahm zwei Aspirin, zog meine Runner-Shorts und das Lauf-Shirt an. Das Shirt war ärmellos und mit grünen Limonen bedruckt. Auch am mit Extrastoff verstärkten Busen. Julia hatte sich das gleiche T-Shirt gekauft. Vorher hatte ich nie über Limonen nachgedacht. Erst vor dem Spiegel im Sportgeschäft war mir bewusst geworden, dass Limonen ganz verschiedene Größen annehmen konnten. Im Gegensatz zu Julias sahen meine aus wie getarnte Grapefruits, aber Julia hatte mich überredet, das T-Shirt trotzdem zu kaufen. Und mir versprochen, dass wir nie gemeinsam joggen gehen würden.

Ich lief sowieso nur dann, wenn ich mich bestrafen wollte. Entschlossen stöpselte ich die Kopfhörer ins Handy, jagte »Get the party started« von Pink in mein verpelztes Kopfinneres und trabte los. Inzwischen hatte der Himmel seine schamhafte Röte verloren und strahlte blau. Türkis schimmerte der See zwischen

Birken hervor. Der frühe Morgen war schon immer meine liebste Tageszeit gewesen. Ich genoss die ruhigen Stunden im Büro, bevor die Telefone anfangen zu klingeln. In aller Ruhe spülte ich Christianes Rotweinglas vom Vorabend, machte mir einen Latte macchiato mit unserer neuen Maschine, die fast alles konnte, wenn sie wollte, schickte ausgeklügelte Checklisten an Veranstalter und beantwortete Anfragen. Manchmal griff ich sogar zu Zeitungspapier und Glasreiniger und polierte unsere Fensterscheiben, die unsere Putzfrau gern vernachlässigte. Es kam vor, dass ich dabei sang. Nur am frühen Morgen hatte ich Lust zu singen.

Allerdings nicht an diesem Morgen. Laufen war um einiges anstrengender als Fensterputzen. Schon in der Mitte des ersten Liedes hämmerte mein Herz schneller als der Beat, mein Gesicht glühte, und ohne Ohrstöpsel hätte ich ein jämmerliches Japsen und Hecheln gehört.

Weil ich den Spaziergängern auf dem Hauptweg den Anblick meiner sportlichen Qualen nicht zumuten wollte, bog ich auf einen schmalen Pfad voller Schlaglöcher ab, überquerte eine kleine Brücke über einem ausgetrockneten Bach. Und stand nach einer Minute wuchtiger Schritte und schwingender Limonen vor einem Drahtzaun. Kniehoch. Dahinter eine Wiese. An deren Ende ein weiterer Zaun. Und dahinter etwas, das aussah wie ein Pfad in den Wald.

»Entschlossen ist sie ja«, sagte meine Mutter gern über mich, »leider entschließt sie sich oft für das Falsche.«

Mit einem Satz sprang ich über den Zaun. Angenehm, wie der Grasboden federte. Toll, wie ich durchhielt, alle Hindernisse überwand. Erstaunlich, wie schnell mein Kopf wieder klar wurde. So klar, dass ich mit einem Mal vor mir sah, worauf ich arglos zurannte. Vielleicht auch deswegen, weil es seinerseits auf mich zukam. Ich stoppte mitten im Lauf. So heftig, dass ich stolperte und ihm vor die Füße fiel. Es trug eine Glocke. Es hatte Hörner.